



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 265.

Freitag, 12. November

1926.

Auf dem Eulenhof.

(5. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Roman von Richard Wenz.

Nun hatten wochenlang die Kelterbäume geknarzt, und in allen Kellern kubbelte der ungebärdige Most. Man schlürfte mit spitzen, probenden Lippen den vollgehaltigen Federweißen aus den Porzellanbechern. Die Kommissionäre führten täglich die auswärtigen Weinhändler durch die Keller der Winzer; aber man zeigte sich unzugänglich: die Preise mußten noch steigen. Und sie stiegen denn auch und entschädigten für zwei Mißernten, die vorausgegangen waren, für harte Mühe und bedrohtes, hanges Warten.

Und das Jungvolk durfte nun auch sein Fest feiern. Endlich, seit Jahren wieder einmal. Eifrig trugen sie ihr sorgsam gehütetes, kostbares Zinngeschirr in den Saal der „Krone“: Teller und Schüsseln, Rännchen und bauchige Terrinnen; nicht das kleinste Porzellanstück durfte beim Kompanieessen benutzt werden. Die Mädchen schnitten und stichelten emsig an ihren grünbeschnittenen, schneeweißen Batistkleidern, Girlanden aus Lannreis und Reblaub wurden gewunden, Transparente bemalt, und der neue Lithograph, dem die Kompanieleuchte in Auftrag gegeben war, hatte es sogar unternommen, zum erstenmal auch eine Festschrift anzufertigen. Die Martiniwoche rückte näher und näher. Der Kompaniewein war bei den jungen Winzern meist schon gehoben, die Vorräte an Kartoffeln und Gemüse, an eingemachten Früchten und Dörrobst füllten Keller und Kammern des Festhauses, und seit zwei Tagen war der „Vorstand“ unterwegs, um den Kompanieochsen zu kaufen. Auf dem Eulenhof stand zwar ein prächtiger Mast; aber als man darum fragen kam, sagte der Eichholz: „Ich verkauf noch nit“, und dabei hatte er doch mit einem Wehger der Stadt schon in Unterhandlung gestanden. Aber „die da drunten“ sollten ihn trotzdem um keinen Preis bekommen, und erst recht nicht zum Winzerfest.

Er hatte als Junge ja selber mal nicht übel Lust gehabt, mitzumachen; aber da war ihm zu verstehen gegeben worden, er sei mit seinen paar Wingerten gar kein rechter Winzer und eigentlich gehöre der Eulenhof ja auch nicht zum Flecken. Das hatte seinen Stolz heillos gekränkt, und zum Trost war er damals auch auf die Freie ins Schulhaus gegangen, nur um ihnen seinen Abstand zu zeigen, nur um damit zu sagen: ein Dorfmädchen ist mir nit gut genug. Und so war's nachher denn auch gekommen: wenn's mal einen schlechten Herbst gab, so ließ man auf dem Eulenhof darum gewiß nicht die Ohren hängen; seine gesegnete Akerbreite litt nicht an dem mannigfaltigen Gebreist der Weinberge.

Ferdinand Hiller, der langstielzige Sekundaner, der seinem Ex-Kommilitönden auch nach dessen Umsatellung zum Akerbau die Freundschaft gehalten hatte, kam schon nachmittags früh, um zu fragen, ob Adolf nicht mit ihm zur Kompanieschau gehen wolle.

„Zu so was fehlt uns die Zeit“, sagte der Eulenhöfer, „unsere Dreischmaschine läuft, und der Adolf muß den Ochsen am Göpel treiben.“

„Schad' um den Jung!“ scherzte der Lange. „Und das Elischen? Darf die denn nicht mit? Es wäre doch das erstemal, daß sie so etwas zu sehen kriegt.“

„Meinetwegen“, machte der Eulenhöfer, „sie hat ja doch zu niz anders Art und Fidu.“

Und mit erhebendem Freubengefühl stakete Ferdinand über das Hopsplaster dem Hause zu. Er fand Elise in der guten Stube, wo sie über einem Buche saß, und rückte sogleich mit seinem Anliegen heraus, weil keine Zeit mehr zu verlieren war.

„Was soll ich auf dem Winzerfest?“ sagte sie ein bißchen wehmütig.

„Andere Gedanken kriegen, und grad darum hat mich die Mutter auch heraufgeschickt.“

„Ihre Mutter ist immer lieb.“

„Lieb? — Lustig, sag' lieber. Und dann heißt das auch: deine Mutter.“ „Wenn du's haben willst, ja.“

„Und weil ich's haben will, gehst du auch mit. N'est-ce pas?“

So gern sie es gemocht hätte, sie konnte sich nur schwer entschließen und sagte:

„In Trauer zu so was? Ich müßt doch mein schwarz Kleid anziehen.“

„Laß die Mode mal Mode sein und behalt das schöne Blüschchen an! Die Krepprüschchen tun's auch.“

„Meinst du wirklich?“

„Und steht dir gut. Topp, also du gehst mit.“

Im Hof begegnete ihnen Jakob, der sie kleinsaut grüßte. Elise ging eine Weile still neben ihrem Begleiter hin, dann sagte sie:

„Ich hätt' doch sollen besser zu Haus bleiben. Extra bin ich im Herbst schon ein halb Jahr früher aus der Schule gekommen, und nun geh ich spazieren, anstatt daheim ein bißchen zu helfen.“

„Einen Kaffee brau ich doch schon; also wird es auch für die brave Babett kein Kunststück sein. Aber ich glaub, dem Jakob war's nicht ganz recht, daß du mit mir gehst.“

„O warum? Der ist doch so gut zu mir. Er tut mir jeden Tritt und Gefallen.“

„Euer Altknecht ist aber doch ineinetwegen fortgegangen, hab' ich gehört.“

„Gar nicht, Ferdinand. Das war doch von vornherein ausgemacht, daß der nur so lang auf dem Hof bleiben sollt, bis der Jakob angelernt wär. Und wo jetzt auch der Adolf mitschafft, und immer zwei, drei Tagelöhner, da zwingen sie's doch ganz gut ohne ihn.“

„Dein Vater hat es hoch auf den Jakob stehen“, forschte Ferdinand.

„Sehr hoch, wie wir alle. Und auch die Mutter wußte ja gar nicht, was sie ihm Gutes tun sollte.“

„Und du, Elise?“

„Ich kann ihn grad so gut leiden wie der Adolf.“

Sie hatten die ersten der besagten Häuser erreicht und sahen, daß die Leute in allen Straßen eiligst dem Untersieden zustrebten.

„Hörst du das Bumsen?“ fragte Ferdinand. „Seht zieht die Kompanie vor die Bürgermeisterel.“

„Dann müssen wir uns ja tummeln“, entgegnete Elise und strich sich das widerspenstige Kraushaar aus der Stirn.

„Gewiß, die schönen Reden müssen wir ja doch mitkriegen.“

Sie konnten über die Gärten und Wingerte der Mark hinweg auf die Bahnhofstraße sehen. Grad prustete ein Zug aus der Station heraus, und nun strömte es in schwarzen Scharen dem Gleden zu.

Jetzt hörte man: die Musik spielte das Moseelied. Ferdinand faßte Marschtempo und sang den Rehrreim inbrünstig mit:

O Moseelstrand, o selig Land!

Ihr grünen Berge, o Fluß und Tal,

Ich grüß euch von Herzen vieltausendmal.

Als sie in die Amtmannsstraße einbogen, sahen sie unten, wie die großen Blechhörner der Pionierkapelle in der Novembersonne blühten. Ein langer Zug wand sich die Straße herauf, paarweise die jungen Winzer, einige mit weißen Schürzen auf ihren Kirchgangsanzügen, und neben ihnen die blühlauberen Mädchen, das Kränzchen auf dem glattgekämmten Haar und voll Stolz auf ihren schlichten, weißgrünen Putz und Schmuck.

Ferdinand zog Elise an der Hand durch die sich stauende Menschenmasse.

„Sieh mal den Masträger voraus! Das ist ja der Sommerprossige Loh, mein Schulkamerad.“

Er reckte den Arm hoch, und richtig, der junge Winzer erkannte ihn jetzt. Er schwang den blauverzierten Weintrug und winkte dann mit seinem Zylinderhut.

„Der muß dir das erste Glas kredenzen“, sagte Ferdinand, „wir drängen uns durch.“

Aber der Bürgermeister war schon auf die Tribüne vorm Tor getreten und die Musik gab einen Tusch. Der joviale Herr mit den weißen Koteletten brachte dem Jungvoss seinen Gruß und wünschte ihm ein frohes Fest. Er sprach von der mühevollen Arbeit in den steilen, steinigten Wingerten, von dem Hoffen und Bangen der Winzer, dem nun eine wohlverdiente Feierwoche folge, wohlverdient auch darum, weil man schon jahrelang vergeblich auf diesen Lohn unverdrossenen Fleißes gewartet habe.

Ein Bravorufen slog ihm entgegen. Dann trat ein Winzersohn, „der Vorstand“, zu ihm auf die Tribüne und sprach ein paar schlichte Dankesworte, die er mit der Darreichung des Ehrentrunkes an den Bürgermeister schloß.

„Nun kriegst du doch nicht das erste Glas“, sagte Ferdinand launig.

Das Menschengewimmel bekam Bewegung. Die Musikkapelle gruppierte sich, dahinter die erwartungsfrohen Paare, und dann schwoll es festbereit, jubelnd durch die Straßen:

„Strömt herbei, ihr Völkerscharen . . .“

Es gelang den beiden nicht, an den Zug heranzukommen. Der Masträger reichte zwar ununterbrochen das Glas in die redenden Hände; aber Ferdinand konnte trotz seiner Länge keines ergaschen.

„Nun bleiben wir stehen, bis sie vorbei sind“, sagte er und nahm Elisens Arm in den seinen.

Wie wichtig die Kompaniepaare sich vorkamen! Wie stolz sie waren! Aber es war auch schön, diese feierfrohen Gesichter zu sehen, auf denen in der Woche so viel Mühe geschrieben stand. Wie sie heute glänzten!

„Prise gefällig?“ hörte man rufen.

„Die Dos!“ ging's durch die Umstehenden.

Das kannte Elise noch nicht, und Ferdinand erklärte ihr, daß dem Schluß der Kompanie die uralte, große Schnupstabsdose nachgetragen werde, in die jeder einmal hineingreifen dürfe.

„Magst du dir denn keine nehmen?“ fragte Elise.

Und Ferdinand erwiderte lachend:

„Ich hätte mir lieber mal den Gaumen fixeln lassen als die Nase.“

Elise war mit ihren Gedanken plötzlich abwesend und sagte ganz unvermittelt:

„Ich wünschte, unser Adolf hätte sich das mal angesehen.“

„Gelt, er ist eigen die letzte Zeit? Aber er hätte auch nicht von der Schule abgehen sollen. Die Landwirtschaft ist nichts für ihn.“

„O, dadran gewöhnt er sich. Ich hab's ja auch getan. Seit unsere Mutter tot ist, hab' ich keine einzige

Handarbeit mehr gemacht, hab' kein Klavier mehr gespielt, kaum eine Geschichte mehr gelesen — immer hatten wir Arbeit, und ich hab' tüchtig mithelfen müssen.“

„Gefällt's dir denn so?“ fragte Ferdinand.

„Warum nicht? Und ich seh ja auch, daß der Vater Spaß dran hat. Wenn er's auch nicht sagt. Das tut er überhaupt nicht gern. Er sagt keinmal viel; aber er sieht doch alles und macht sich auch seine Gedanken darüber.“

„Na, dann wirst du ja nun ein tüchtiges Hausmutterchen auf dem Eulenhof werden.“

„Ja, und darum muß ich jetzt auch gehen; vielleicht komme ich doch noch früh genug zum Kaffeekochen.“

Ehe Ferdinand sie noch zum Bleiben nötigen konnte, hatte sie schon Adieu gesagt. Er sah ihr nach, wie sie die Straße hinauf eilte, geschäftig und ein bißchen stolz in der Art eines Kindes, das sich an den Platz eines Erwachsenen gerückt fühlt. Er hatte das Mädchen gern und erkannte jetzt auch zum ersten Male, daß sie schön wäre. Ihre Schönheit war zwar mehr eine gewisse Vornehmheit im Verhältnis zu den anderen Mädchen im Gleden. Sie war zarter, äußerlich wie auch in der Empfindung. Das schmale feine Gesicht mit den langkewimpten Kehaugen und der edelgebogenen Nase, das weiche Kraushaar um die sanftgewölbte Stirn, es war etwas ganz Vereinzelt in dem Gleden, der durch eine lange Inzucht ein ziemlich gleichmäßig derbes, starkknochiges Geschlecht hatte heranwachsen lassen.

In dieser gemütvollen Elise aber pulste ein Schuß edleren Bluts vom Großvater her, dem ruhigen, durch mancherlei Entsagung weltweise gewordenen Lehrer Schüller, dessen getreuestes Abbild ihre stille Mutter gewesen war.

(Fortsetzung folgt.)

Im Nebel.

Von G. Roenig.

„Sie werden heute mit meiner Benigkeit vorliebnehmen müssen.“ Der Schiffsarzt nahm Plak am Kopfende der Tafel. Bei nebligem Wetter muß der Kapitän auf der Brücke bleiben, wie Sie wohl wissen. Und heute Abend haben wir den richtigen Kanaknebel. Did wie Erbsenbuppel!“

Im Speisesaal des Riesendampfers „Greenland“. Der feierliche Akt des Diners. Die Damen in großer Toilette, die Herren in Smoking und Frack. Das Licht von hundert Flammen flimmert im Schmutz der Damen und zaubert tausend Reflexe hervor in den geschliffenen Gläsern, den Silberplatten und den schweren wiegelblankten Messingeinfassungen der Fenster und Türen. Geschäftig eilen die Stewards hin und her, die Bewegungen des Schiffs durch die Haltung ihrer Körper ausgleichend. Die Schiffstabelle stimmt ihre Instrumente.

Brüllend setzt jochen die Sirene des Dampfers ein. Von Minute zu Minute läßt sie ihren Warnungsschrei über die Wasser hallen, während der Stahlberg des Riesendampfers mit langamer Fahrt sich hineinbohrte in das dunkle Geheimnis der Nebelnacht. Ab und zu antwortet aus weiter Ferne die Dampfpeife eines anderen Schiffs, kaum vernehmbar unten im Saal. Während die Schiffsmaschinen im ewig gleichen Takt hämmern und stoßen, während die Sirene wieder und wieder hinausbrüllt, spielt die Kapelle die Barcarole. Das Essen beginnt.

„Oh, I hav, doctor.“ „Sagen Sie mal, Herr Doktor,“ der Arzt wendet sich seiner Tischdame zu, Miss Berliner aus Chicago. Berliner, Büchschweinefleisch en gros, you know. Solches Pech habe ich, Doktor. Nie passiert was, wenn ich über die große Pfütze fahre, ist das nicht schrecklich? Und ich möchte doch so furchtbar gern mal ein Abenteuer erleben. Es würde so wahnsinnig interessant sein.“

Dr. Buttons schüttelte unwirsch den Kopf. „Geschmacklos, meine Gnädige. Ich habe in zehn Jahren Seefahrt noch nichts erlebt und bin gerne zufrieden, wenn das so weitergeht.“

„Aber ich möchte so furchtbar gern mal Seelente in Aktion sehen! Seelente sind solche Helden, gelt?“

„Ach was,“ der alte Doktor wurde allmählich müdend, „um das zu sehen, was Sie wünschen, gehen Sie am besten ins Kino. Oder lassen Sie sich von Daddy einen eigenen Dampfer kaufen, den Sie dann auf irgend einer zweckdienlichen Klippe scheitern lassen können, solange es Jöhnen Spaß macht, — und solange der Kahn das aushält. Was unser Schiff angeht, so würde Kapitän Bradshaw bestimmt nicht besonders begeistert

sein, wenn er hörte, daß Sie seinem Schiff am letzten Tage der Reise noch was zustoßen lassen wollen."

"Ob, Kapitän Bradshaw," himmelte die abenteuerlustige Miß, "er ist ganz bestimmt ein Held! Und nebenbei viel, viel höflicher als Sie, Doktor!"

Entrüstet wandte sich Miß Berliner von ihrem Tischherrn ab, der darauf keine ungeteilte Aufmerksamkeit einer hervorragend zubereiteten Scholle zuwandte. Das war doch lohnender als ein Gespräch mit dieser latendurstigen Jungfrau. Die war vielleicht noch imstande, von einem altbewährten Jünger Aristoteles vorchriftsmäßig ausgeführte Selbstentaten zu verlangen.

Oben durchgestellte der Schrei der Sirene die Nacht. Unten spielte man „Balencia“.

Während die Stewards die Teller wechselten, überlegte der Doktor, ob er nicht doch vielleicht etwas zu hart mit der kühnen Miß verfahren sei. Eben wollte er mit seiner wohlgeleiteten Rede beginnen, — da ertönte ganz in der Nähe des Schiffes, während die Sirene länger als gewöhnlich brüllte, ein Böllerschuß. Fast zugleich erschütterte ein wichtiger Stoß das Schiff, das Licht erlosch, um gleich darauf nach kurzem Flackern wieder aufzukommen. Es herrschte für einige Sekunden eine unheimliche Stille. Die Schiffsmaschinen sind stehen geblieben. Einige Kellner, die der Stoß umgeworfen hatte, rafften sich verduht auf und beginnen rein mechanisch das zerbrochene Geschirr aufzusammeln. Oben auf Deck hört man eiliges Laufen — Kommandorufe — Signallämpfe — Schreien.

Im Speisesaal bereitet sich eine Panik vor. Die Passagiere sind erregt aufgesprungen und fragen wirr durcheinander. Der alte Schiffsarzt steht die Gefahr. Er weiß, daß er allein auf schwerem Posten steht. Daß er eine folgenschwere Panik unter den Hunderten nur durch eine groteske Massensuggestion verhüten kann.

In aller Gemütsruhe nimmt er sich ein Steak von der vor ihm stehenden Platte und beginnt zu essen. Behaglich schmunzelnd schaut er zu Miß Berliner empor, die schreckensbleich neben ihm steht und sagt mit einer Stimme, die man im ganzen Saale vernimmt:

„Daß die Damen erschrecken, wundere mich nicht. Daß aber auch die Herren wegen eines kleinen Maschinendefektes sich so anstellen können, das begreife ich wirklich nicht! — Wir werden übrigens gleich wieder Fahrt machen. Das sind so kleine Mucken unserer Maschine. Die kenne ich.“

Wie um seine Behauptung zu bestätigen, kette in diesem Augenblick das Stampfen der Maschine wieder ein.

Der kritische Augenblick war überstanden. Dr. Buttons hatte gelöst. Beschämt setzten sich zunächst die Herren, beruhigt dann auch die Damen. Die Musik kette wieder ein. Die Stewards brachten den nächsten Gang.

Was der Doktor verschwiegen war, — daß die Maschinen vorläufig nach rückwärts liefen!

Auf Deck oben war das Vorschiff durch Mattosen abgesperrt. Von der Brücke sandte ein Scheinwerfer seinen grellweißen Lichtkegel über den Bug hinaus auf einen kleinen Dampfer, den die „Greenland“ gerammt hatte. Hinter den vorderen Decksaufbauten hatte der Steven der „Greenland“ ein Loch von Meterbreite gerissen, durch das das Wasser in Strömen eindrang. Schon lag der kleine Dampfer, die „Witch“ aus Hull, tief im Wasser.

Ein Mensch befand sich noch an Bord, den man nicht retten konnte. Durch den Anprall der „Greenland“ hatte sich eine der Außenplatten der „Witch“ vor die Tür der Kabine geklemmt, in der der Koch schlief. Die Tür war hermetisch verschlossen. Während die übrigen Mannschaften des todgeweihten Schiffes sich mit leichter Mühe auf die „Greenland“ retten konnten, schaute der Bedauernswerte aus der kleinen runden Fensteröffnung, die kaum seinen Kopf durchließ, und schrie gellend um Hilfe. Einige Zimmerleute der „Greenland“ gingen freiwillig auf das sinkende Schiff zurück. Mit wichtigen Artzthieben versuchten sie durch die Decke seiner Kabine zu ihm zu gelangen. Vergebens. Das unter den Eichenbohlen liegende Stahldeck spottete ihrer Bemühungen. Wiederholt mußte der Kapitän der „Greenland“ durchs Sprachrohr seinen Befehl wiederholen, bevor seine Leute ins Boot zurückkehrten. Hinter dem Boote her gellten die Hilferufe des Armsten in der Kabine.

Raum war das Boot aus der gefahrdrohenden Nähe des schnell sinkenden Dampfers, als sich, ruckweise fast, der Bug ins Wasser bohrte. Einige Atemzüge lang raute das Hintergeschiff fast lotrecht aus dem Wasser empor, die schwere Bronze-schraube und das Ruder hart silhouettiert im grellen Lichtschein, — dann ein Rumpeln und Poltern: die Maschine hatte sich aus ihren Lagern gelöst und durchschlug die Quermur, eine mächtige Dampfwolke hüllte das Schiff ein, — ein Gurgeln und Brodeln, — unter dem Boote rollte eine mächtige Welle dahin, — die „Witch“ war nicht mehr.

Traurig pulten die Leute zur „Greenland“ zurück.

Zum Nachschiff spielte die Musik im Speisesaal den letzten Charleston. Miß Berliner aus Chicago wollte eben dem zerstreuten Doktor klarmachen, daß es ein unbestreitbares Verdienst der Amerikaner sei, auch in der Musik der Welt die Technik des Primitiven wiedergeheimlich zu haben, als die Kapelle mitten im Takt plötzlich abbrach.

Auf dem Treppenabfah stand der Kapitän im Olseug, die Hand mit dem Südwester noch gegen die Musiker ausgestreckt:

„Meine Damen und Herren! Im Rebel hat mein Schiff ein anderes gerammt. Es sank. Ein braver Seemann ist zu seinem Schöpfer gegangen. — Sie haben sich erhoben. Ich danke Ihnen. Ein letztes Mal sollen unsere Musiker noch spielen auf dieser Reise. Und wenn das Lied von des Bilsers Heimkehr ertönt, dann denken Sie mit mir an einen braven Maat, dem kein Schiff zum Sarge wurde.“

Näher, mein Gott, zu dir —“ sangen die Geigen.

Als Dr. Buttons Miß Berliner ansah, sah er viele Tränen in ihren Augen.

„Good old girl,“ — „doch ein gutes Mädel!“ brummte er versöhnt in seinen grauen Bart.

Als Mark, der alte Moorrabe, starb.

Von Hans Erich Lübbe.

Unter dem grauen Spätherbsthimmel lag trostlos und öde das ganze schwarze Moor ausgebreitet und am östlichen Ende desselben, einige hundert Meter vom Moordorfe entfernt, hockte Mark, der alte Moorrabe, mit zerschlagener Brust im feuchten Moos.

Auf dem braunen zerfurchten Feldweg in der Nähe des Dorfes hatte er einen totgefahrenen Maulwurf verpeisen wollen, als ihn die schmutzigen braunen Moortatenkinder mit einem Stein die Brust zerschmetterten hatten.

Soweit es die unsagbar schmerzende Brust zugelassen hatte, war er davon geflohen; aber seinen Hork, seinen alten Schlafbaum, mitten im tiefen grundlosen Moor, hatte er nicht mehr erreichen können.

Zusammengedrückt hockte er im Moos. Vor Schmerz konnte er sich nicht mehr rühren. Nur die Augenlider fielen schwer und müde ab und an zu.

Der alte Vogel fühlte sein Ende nahen.

Noch einmal schwebte vor seinem inneren Auge sein langes Leben dahin; denn er sah viele Jahrzehnte kommen und gehen.

Seine Jugendzeit verlebte er in hochragenden Pappeln mitten in einer Großstadt auf einem freien Platze neben den Schlachthäusern. Eine ganze Kolonie horstete dort seit undenklichen Zeiten. Auf dem Schlachthofe waren immer Abfälle genug. Did und wohlgenährt war die ganze Sippe. Mit den Jahren aber fanden sich immer weniger Abfälle und um die wenigen entstanden stets Streitereien, die mit kräftigen schmerzenden Schnabelhieben ausgefochten wurden. Als auch noch Pappeln gefällt und baumhohe Häuser erbaut wurden, zog ein Rabe nach dem andern fort. Da verließ auch Mark sein Jugendland.

Mit ruhigem schweren Flügelschlag flog er über die starrende Steinwüste dahin, gegen Abend, wo immer die Sonne unterging, flog weiter und immer weiter. Nach geraumer Zeit gewahrte er unter sich eine große meilenweite dunkle Fläche, ein Moor, in dem er keine menschlichen Niederlassungen bemerkte. Das war eine Gegend für ihn! So etwas suchte er gerade. Hier war er vor allen Nachtstellungen sicher und konnte in Ruhe und Frieden seine Tage dahinleben.

In großen Kreisen ließ er sich, scharf spähend, berniedergleiten und kette endlich seine Füße auf den Wipfel einer hohen starren Kiefer, mitten im stillen einsamen Moor.

Der einsame Baum ist sein Standort und Schlafbaum durch viele Jahrzehnte geblieben. Von hier aus flog er Tag für Tag auf Nahrungssuche, die ihm das weite Moor reichlich bot. Im Frühling zog er wohl auch auf die Frohe. Nur, wenn der Herbst das Land bunt bemalte, wenn die Zugvögel aus Süden zogen und anderes Getier die gestülpten Winterquartiere aufsuchte, hub für den alten Moorraben eine lange Zeit an. Dann mußte er oft, ob er wollte oder nicht, von qualendem Hunger getrieben, in die Nähe der menschlichen Siedlungen. Er tat dies ungern und nur in größter Not; denn er kannte die Schlechtigkeit der Menschen nur zu genau. Wo sie waren, da war zwar Fraß genug, aber sie töteten alles, was lebte, ganz gleich, ob es ihnen schädlich und gefährlich war oder nicht. Die ganze Verwandtschaft der Kolltraben hatten sie bereits ausgerottet. Sirsche und Rebe sah man nur hin und wieder. Gefallene Tiere ihrer Art sah man überhaupt nicht mehr. Selbst Lampe, dem Haken, dem harmlosesten Reiz der Welt, stellte man überall nach, kaum, daß man ihm eine kleine Schonzeit gewährte. Wo waren die Elch-Herden geblieben, von denen die Großmutter so oft mit schmerzlichen

Janas erzählte, und die Wisente? Das waren noch fette Zeiten gewesen für die Raben. Die Reiber und Störche nahmen auch bereits an Zahl ab. Den Schwarzstorch sah man überhaupt nicht mehr. Auch von andern Vögeln und Wildern kamen schlechte Nachrichten über die unsinnige Ausrottung allerlei Tiere. — Aber auch die Wälder, die Heide und die Moore bedrängten die Menschen von Jahr zu Jahr.

Traurig blickte der alte Einödler in die uralte Moor-einsamkeit. Über seine schwarzen Verlaugen, die dunkel und geheimnisvoll wie das weite Moor waren, rann glänzende Feuchtigkeit, als wären es wehe Tränen.

Schlecht, schlecht sind die Menschen, stöhnte er schmerzgequält vor sich hin. —

Es war Abend geworden. Blatterschatten huschten unter den Moorbirken und Büschen dahin. Eine Hummel schwebte vorüber und sang brummend ihr Abendlied. Mit leisem Flügel Schlag geisterte eine Sumpfböhrle wie ein unheimlicher Schatten dicht über Marl, dem alten Moorraben, dahin und wet: Komm mit!

Da glättete er noch einmal die großen Schwungfedern seiner tobschwarzen Schwingen, dann neigte er stumm seinen Kopf zur Seite und seine kleine Seele entschwebte sanft in den weiten Himmelstraum, mitten in den blausilbernen Mondenschein hinein...

Neue Bücher

* „Stunden mit Richard Dehmel“. Von Dr. Holto Stern (Diosturen-Verlag Wiesbaden 1926.) Ein schönes Buch freundschaftlichen Gedenkens. Der Verfasser, Arzt in Langenschwalbach, schildert seine Erinnerungen an Dehmel, den er als Patienten, von einer Kriegserkrankung im Taunus Heilung suchend, kennen lernte. So sind seine Aufzeichnungen durchaus unliterarisch gemeint, sie wirken aber darum nur persönlicher und unmittelbarer und geben ein treffliches Bild von dem Menschen Dehmel; nicht von dem Drängenden, Kämpferischen und Ruhelosen der frühen Gedichtwerke, sondern schon von dem Gereiften, Geläuterten, der auf der Höhe des Lebens steht. In zahlreichen kleinen, anekdotischen Einzelszenen wird die Persönlichkeit des zu früh verstorbenen Dichters dem Leser nahe gebracht; wir erfahren von den Gedanken, Plänen und literarischen Arbeiten seiner letzten Lebensjahre. Ein dichterischer Wettstreit Dehmels mit dem österreichischen Kunsthistoriker und Dichter Dr. Benno Geiger ist heitere Episode. Dann drohen als dunkler Hintergrund wieder die Schicksale des großen Krieges, dessen unglücklicher Ausgang Dehmels durch ein Jahr an der Front bereits erschütterte Gesundheit vollends untergrub. Gedichte von Frau Marie Stern an Dehmel, trotz gewisser überschwänglichkeit von seinem Gefühl und starkem Empfinden für Dehmels künstlerische Eigenart zeugend, sowie Briefe und Widmungen des Dichters an den Verfasser sind dem Buche als Anhang beigegeben. Durch lebensvolle Beobachtung, nicht zuletzt durch die Fülle anekdotischer Beiträge erhält die Publikation ihren Wert, insbesondere auch für die literarische Dehmel-Forschung. S. L.

* Ludwig Anton: „Der Mann im Schatten“. Ein Napoleon-Roman. (Verlag von Georg Westermann.) Den Anlauf und die Grundzüge dieses Buches bilden Briefe Napoleons I. an seine Geliebte, die Gräfin Maria Walewska, und die Akten des Falles Gall, die der Verfasser, wie er in seinem Roman erzählt, 1915 in einem polnischen Schlosse aufgefunden haben will. Die Gestalt Napoleons ist plastisch und mit lebendiger Anschaulichkeit herausgearbeitet worden. Die anekdotische Belebung des Buches macht die Lektüre zu einer reinen Freude. Trotz der seltsamen Einflüsse des Dr. Gall wird die Persönlichkeit Napoleons nirgends geschmälert.

* „Rasmussens Thulefahrt“. 2 Jahre im Schritten durch unerforschtes Eskimoland. Von Knud Rasmussen. (Frankfurter Societätsdruckerei, G. m. b. H., Frankfurt a. M.) In der uns jetzt vorliegenden 5. und 6. Lieferung des interessanten Berichtes über Rasmussens 5. Thule-Expedition wird das unerhörte Wagnis einer Schlittenreise durch die Nordwestpassage, die ganze Nordküste Amerikas entlang, geschildert. Im Laufe von eineinhalb Jahren, während deren er für die Kameraden und die übrige Welt verschollen sein würde, sollten alle Eskimostämme an den Küsten des Eismeres aufgesucht werden. Zwei Schlitten mit Hundequoten und Tauschware bilden die ganze Ausrüstung; von ihnen hängt die Wohlfahrt der Polarschwärmer ab. Die Schilderung des Lebens und der Sitten der einzelnen Stämme wirkt stets neu und abwechslungsreich. Trotz der grenzenlosen Armut des Landes lösen die Söhne der Kälte das Lebensproblem in überlegener und oft über-

raschender Weise. Von der unerbittlichen Natur tausendmal erprobt und ausgefiebt, wohnen in einem Gebiet, das dreimal so groß wie Dänemark ist, 250 Köpfe. Ihre sinnreichen und oft raffinierten Methoden, Rentiere, Fische und Seehunde zu fangen, sind auf einer wunderbaren Beobachtung der Natur aufgebaut. Voraussetzung für den Erfolg ist auch dann noch die Fähigkeit, bei einer Temperatur von 50 Grad unter Null und bösem Unwetter Stunden und Tage auf der Lauer zu liegen. Fehlschläge und bitterste Not werden stoisch und ohne Klagen ertragen. Moral und geistiges Niveau entsprechen der Steinzeit: die uralten primitiven Begriffe von Ehre, Anstand und Verantwortung haben nichts mit den unsrigen gemein. Rasmussen gibt erstaunliche Belege für den robusten Ausdruck und die geniale Weltanschauung einer noch kindlichen Menschheit.

* „Der deutsche Gesangsverein“. Von Siegfried Dhs. (Max Basse Verlag, Berlin W.) Der eben erschienene dritte Band umfaßt die Beschreibung der hauptsächlichsten Chorwerke von Haydn, Beethoven, Brudner, Brahms. Was den Chorgesang betrifft, so ist Siegfried Dhs. ein wahrer „Praeceptor Germaniae“. Noch nie zuvor hat ein allgemein anerkannter Dirigent über das Chorstudium größerer Werke aus eigener Erfahrung so zielichere wichtige Aufschlüsse gegeben. Wie viel praktische Winke für das Einstudieren, Probieren, Dirigieren, Exekutieren! Das Buchlein ist eine Fundgrube für die Chor-Dirigenten. Aber auch jeder andere Musiker und Musikfreund wird darin nicht umsonst nach verborgenen Schätzen graben! O. D.

= Volks- und Kindertänze. „Kommt zum Tanzen“. Volkstänze und freie Tänze mit Klavierbegleitung, gesammelt und beschrieben von A. Sievers, musikalisch und textlich bearbeitet von K. Wabst. Zeichnungen von E. Egg. In allen diesen Tänzen für groß und klein sind auch Nebenbaste für Geige, Flöte oder Laute herausgegeben. — „Bunte Tänze aus Pommern!“ Gesammelt und bearbeitet von W. Schult; Klaviersatz von K. Gabriel. 1. Heft. Diese Tänze sind seit lange erprobt; bei aller Vielseitigkeit zeichnen sie sich durch größte Klarheit und Einfachheit aus. — „Singet und tanzt!“ Kindertänze für den Schulgebrauch. Tanzbeschreibungen von A. Sievers. Musikalische Bearbeitung von K. Wabst. Es sind Kindertänze für den Schulgebrauch, und im Sinne der „Arbeitschule“ sind auch die größere Hälfte der hier gesammelten Tänze von Schülerinnen selbst geschaffen. Alle diese drei Hefte erschienen im Verlag von B. G. Teubner, Leipzig.

* Studentat Dr. Otto Conrad: „Die Neuordnung des höheren Schulwesens in Preußen“. Eine Erläuterung der Richtlinien, besonders für Eltern und Erzieher. Anhang: Die wichtigsten Bestimmungen über die Elternbeiräte. (Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.) Der Verfasser behandelt Ziel und Wesen der Neuordnung in einfacher, gemeinverständlicher Darstellung. Daß er der geeignete Mann dazu ist, hat er durch frühere in bestem Sinne populäre Veröffentlichungen pädagogischen Inhalts bewiesen. Die vorliegende Schrift ist ganz besonders für die Eltern und ihre Vertreter in den Schulen, die Elternbeiräte bestimmt.

* „Das Steuerrecht des Landwirts“. Gemeinverständlicher Leitfaden mit den wichtigsten Gesetzes-texten und zwei bildlichen Darstellungen für die Praxis bearbeitet von Dr. W. Wagner, Landwirtschaftlicher Betriebsprüfer. (Industrieverlag Spaeth u. Linde, Berlin W. 10.) Auf knappstem Raum wird hier an der Hand praktischer Beispiele dem Landwirt eine Übersicht über das ihn angehende Steuerrecht geboten. Nicht nur das Einkommen und nicht nur die buchtechnische Seite, sondern das gesamte Steuerrecht werden dargestellt, insbesondere auch die Vermögenssteuer, die Umsatzsteuer und die Rentenbankzinslast werden erläutert.

Reise u. Verkehr

Das neue Berghotel auf der Zugspitze. Auf der Zugspitze ist man jetzt damit beschäftigt, das Berghotel an der Bergstation der Zugspitzbahn fertigzustellen. Das Hotel dürfte Anfang Dezember beziehbar sein und wird dann neben den Wirtschaftsräumen auch 76 Betten enthalten. — Von der österreichischen Seite der Bergstation aus wird ein etwa 250 Meter langer Stollen durch den Zugspitzgrat zum Platt führen. Dadurch wird es ermöglicht, ohne jede Gefahr den als Skiterrain äußerst günstigen Ferner, der Winter wie Sommer Schnee trägt, zu erreichen. Die Saison auf der Zugspitze wird also für die Skifahrer Winter wie Sommer andauern.